

Wandermenschen

Autor(en): **Graber, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1926)**

Heft 11

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760063>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wandermenschen

Von Alfred Graber

Eine neue Welt tut sich auf, wenn wir Heimatlichem entschlossen den Rücken kehren, wenn wir wandern. Wir werden jedesmal zu Entdeckern, gleichgültig ob anderen das uns berauschende Unbekannte längst bekannt ist. Die Ketten, die uns zähe gefesselt hatten, sind mit eins nicht mehr. Welcher Traum ist seliger als der von der Ferne? Unerschöpfliche Möglichkeiten, unendliche Welten eröffnen sich da auf der kleinen Erde: Berge, Meere, die große Stadt, Tropen, Steppen und neue Menschen. Das Allerschönste einer Reise ist wohl die Freude am Unterwegssein, das Abenteuerlichste als dauernde Möglichkeit wissend. Unwichtiger erscheinen dagegen die erreichten Ziele – umträumt und erhofft waren sie weit reizvoller und bedeutungsschwerer –, so dass wir die Wanderung gleich wieder aufnehmen möchten. So wird langsam in uns der Sinn alles Wanderns klarer: Nicht Ziele sind es, die wir erstreben, nein, besser ist der Weg dahin durch die bunte Mannigfaltigkeit der Erlebnisse. Wer dies einmal erfasst hat, muss er nicht immer Wanderer sein, wenig sesshaft, stets mit einem ungelösten Drang in sich nach irgendeinem neuen Weltwunder?

Ungezählte Arten der Wanderung gibt es. Da klimmt einer an einem gefahrvollen Berg – Gottsucher an den Grenzen der Erde –, da saust ein anderer im Hundertkilometertempo durch die Ebene – illusorischer Überwinder des Raumes –, ein dritter besiegt die Luft – seine Schnelligkeit holt den Wunsch nach größerer Schnelligkeit nie ein –, ein Welt-routinier lässt sich erste Klasse und Schlafwagen irgendwohin tragen – abgezehrt und hungrig, Beute seines Abenteuerertums, treibt einer mit schwachem Kahn auf unerforschtem Tropenstromen dahin. Welche abgründigen Gegensätze öffnen sich, die tief in jedem einzelnen liegen.

Den Zuhausegebliebenen, den nicht Gereisten erzählen diese Weltvaganten von ihren Fahrten, Abenteuern und Fährlichkeiten. Wir erleben gegenwärtig eine wahre Hochflut von Reiseliteratur. Worin mag der Erfolg der Wanderbücher begründet sein? Der Mensch von heute will nicht mehr reine Phantasie, er berauscht sich an der Phantastik der Wirklichkeit (dies auch ein Erfolgsmoment der Memoirenwerke); denn ihm scheint in der Wirklichkeit die Wahrheit einbeschlossen zu sein.

Wie viele Temperamente man doch unter den Reisenden findet! Vom überfeinerten, literarisch gebildeten Naturgenussmenschen bis zum wirklichen Abenteuerer, der allen literarischen Anforderungen gänzlich unbefangen gegenübersteht. Auch der Sportmensch kommt zu seinem Recht bis zur allerneusten Verschrobenheit: die Welt in dreiundzwanzig Tagen und so und so vielen Stunden, Minuten und Sekunden zu umhetzen.

Von diesen Reisenden und Ruhelosen will ich hier reden. Sie alle hatten ja ein Recht zu schreiben, sei es aus Forschungsdrang, aus dichterischem Empfinden, aus Wissenschaftlichkeit oder ganz einfach aus Abenteuerlust, die sich bis ins Schreiben fortsetzte. Und, da diese ganze Reihe schon an mir vorbeigezogen ist, so muss ich bekennen: die dem Drang am eigentlichsten Hingegebenen, die Lockendsten und Verlocktesten, die Frohesten waren die Abenteuerer.

Reden wir zum Beginn von denen, die auf behutsamen Wanderwegen des alten Kontinents auszogen. Denn eines ist gewiss: man braucht gar nicht weit zu gehen, um unerhört Neues zu erleben. Die überwundenen Kilometer sind eine Illusion. Man nimmt schließlich überallhin sich selber mit. Und für den geborenen Schriftsteller genügt zuweilen schon eine *Voyage autour de ma chambre*.

Steuern wir mitten hinaus in den Strom zu den Briefen eines Wanderers an eine Frau¹⁾. Das Land der Wanderung ist nicht das Wesentliche; dass es die Schweiz ist, mag ein schöner Zufall sein, wichtig ist die Art des Schauens und Erlebens. Man spürt, wie sehr Hoek die ganze Welt kennt und selbst ihre ungelösten Rätsel froh mit sich trägt. Für ihn hat sich der Wanderkreis gerundet, er ist von den Wundern der Erde zu sich selbst zurückgekehrt. Er kennt Ursprung und Sinn alles Ferneschweifens. Er weiß für sich die unumstößliche Wahrheit, dass die Liebe des Unerfüllten ihn hinaustrieb in alle Länder. «So schließt sich der Ring, und alles kehrt zum Weibe zurück.» Wie ein goldener Reif legt sich dieses schmerzliche und zugleich erlösende Wissen um alle Briefe, dieses Wissen um Schein und Trugbild und Schönheit der Erde. Was aber treibt den Wanderer hinaus? Die Sehnsucht nach allem was ist, und was nicht ich ist, die Sehnsucht nach dem Weibe, die Sehnsucht nach Gott. So erwächst die Erkenntnis: Wer zum Wanderer geboren ist, der wird es sein sein ganzes Leben lang, ob er nun will oder nicht will. Immer wird ihn, aus der noch so schönen und behaglichen

¹⁾ Henry Hoek *Wanderbriefe an eine Frau*. Verlag Gebr. Enoch, Hamburg.

Umwelt heraus, das größere Wunder des Nichtdaseienden vorgaukeln und ihn hinaustreiben, die blaue Blume zu suchen auf den mannigfaltigsten Wegen bis ans Ende der Welt.

War es nicht längst an der Zeit, dass ein beruhigter Mensch ohne viel nationales Geschrei, sachlich, doch eindrucksempfänglich, die Städte und Schlachtfelder des Westens besuchen ging, wo noch die Zeugen des vergangenen Krieges sprechen? Holitscher¹⁾ ist ein kritischer Betrachter, der ganz seine eigenen Meinungen ohne lange Umschweife heraussagt, vielleicht sieht er nur alles um eine Nuance zu literarisch. Er prophezeit den Untergang der großen Städte des Westens, die an sich selbst, an ihrer Mechanisierung zugrundegehen müssen. (Man merkt Spenglers Theorien: Das Enderzeugnis einer Kulturepoche ist die Großstadt.) Weg mit diesem Maschinentum, das Heil kommt vom Einzelnen. Man blicke nach Osten, nach dem heiligen Russland, dies steht immer wieder zwischen den Zeilen. O Ironie, das Heil von Russland, dem Lande der alles erfassenden Mechanisierung, zu erhoffen, wo das Individuum, der Mensch als autonomer Geist zur Rolle eines Rädchens im Getriebe verdammt ist. Denn dass Hammer und Sichel Glück und Zukunft Europas bedeuten, für diese Botschaft fehlt uns Westmenschen der fromme Glaube.

Es ist vielfach üblich geworden, in der Reisebeschreibung geschichtliche und wirtschaftliche Aspekte zu geben. Dass diese bei der Reise eines Deutschen in Polen²⁾ im Vordergrund stehen, ist erklärlich und förderlich. Doch ist es nicht das einzige. Döblin tritt als liebevoller, unvoreingenommener Betrachter an den polnischen Menschen. Er ist ein unerschöpflicher Mitteiler, doziert geschickt und flicht seine historischen und wirtschaftlichen Kommentare unauffällig ein. Sein Blick reicht in Weite und Tiefe; und das Buch ist wahrhaft «geschrieben», wie es keinem Reisenden beschieden wird, der nicht Dichter vom Rang Döblins ist.

Von Döblin zu Roselieb³⁾, von Polen nach Spanien. Les extrêmes se touchent, oder richtiger nach André Gide: les extrêmes me touchent. Roselieb sieht nicht nur Landschaft und Volk, er forscht in der Tiefe geologischer Probleme, über Menschenbewegung, Geschichte. So hat er das Bild Spaniens gewonnen: Ein Werden von der Völkerwanderung bis heute. Er plaudert nicht subjektiv und planlos von Reiseindrücken, er

¹⁾ Arthur Holitscher *Der Narrenbaedeker*. S. Fischer, Berlin.

²⁾ Alfred Döblin *Reise in Polen*. S. Fischer, Berlin.

³⁾ Hans Roselieb *Spanische Wanderungen*. Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin.

geht wohlvorbereitet und systematisch vor: Erde, Volk und Reise. Er erscheint uns mit dieser Art des Außerhalbstehens fast etwas altmodisch. Die Einstellung jedoch resultiert klar aus seiner Art, die Dinge zu sehen, aus Vergangenenem das Gegenwärtige erklärend; dazu ist das Berichtete stets interessant, das Wissen bereichernd durch einen Blick für das Wesentliche in Kunst, Natur und Wirtschaft des Landes. Roselieb spricht vielleicht kaum ein Wort über das, was ihm persönlich an zufälligem Reiseschicksal widerfuhr. Doch das Werk ist umzittert von Ehrfurcht vor dem Geheimnis Spaniens. Oft treffen wir auf wahrhaft meisterliche Worte, die einen reinen Aufschwung in jene höhere poetische Wahrheit zeigen, da die Seele im Gesehenen und in zutiefst Erlebtem schwelgt: «Wer jemals der Sprache der dicken ungeheuren Mauern und ihrer Türme auf dem Alhambrahügel gelauscht hat, vernahm in seiner Seele ein Singen von der Schwere, die zur süßen Leichtigkeit wird. Wer danach durch jene spitzenhäkelartigen Hufeisenbogen ihrer Fenster hinab in die Tiefe und hinaus auf die hügelige Berg- und hochgebirgig ansteigende Weite blickte, empfand noch einen tieferen Gesang. Wir steigen, wir fallen; ob wir rebenreiche, im Ölbaum silbernde, gartenhaft geschmückte Erde oder ob wir Hütten, Tempel, Paläste sind; wir steigen, wir fallen, und wenn wir steigen, so erhebt sich unsere Seele zum kristallischen Himmel, und wenn wir fallen, neigen wir uns zum Schoße, der uns gebar, und wir alle sind verbunden in diesem Reigen von der Erde zum Himmel.»

Hermann Hesse¹⁾ sieht die Natur, er sieht sie im Rückblick an lange Vergangenes, umkleidet vom leichten Schmerze, es nicht mehr zu erleben, er hängt ihr nach, er schlürft die Landschaft in sich ein und erhebt sich zu der feinen Bescheidung und Klarheit des Alternden. Er hat vielleicht nicht so viel und nicht so Mannigfaltiges von der Welt gesehen als mancher der Abenteurer, aber er hat seine Wanderwelt wirklich durchlebt. Er sinnt und träumt und sinnt und träumt uns dabei seine Erde schöner, denn er ist ein Dichter. Welch sichere, klare Farben! Farbe in der Landschaft, Farbe in den Begegnungen mit Menschen. Ein weites Land führt uns Hesse vor Augen, am Bodensee in den kühlen, gehaltenen Tönen des nördlichen Lichtes, in Italien und Indien glühend und ekstatisch. Aber auch hier sind nicht äußere Erlebnisse das Wesentliche, sondern jenes andere, tiefere, innere Aufrauschen des Blutes, des unverrückbaren Glaubens, der stark bleibt im Gedenken an die Unvergänglichkeit des Geistes im Wirrsal der endlichen Dinge.

¹⁾ Hermann Hesse *Bilderbuch*. S. Fischer, Berlin.

Ist es absonderlich, nach Hesse von Lafcadio Hearn¹⁾ zu sprechen? Ein seltsam fremder Ton klingt in uns an. Hearn sucht keine Länder zu bereisen; er bemüht sich, jenes fremdere, weniger fassbare Reich menschlicher Seelen mit ihren Irrungen und Gesichtern zu erfassen. Bekannt als Japandichter, spricht er diesmal über vieles Sonderbare, das sich auf der Erde zuträgt. Erschreckendes, Traumhaftes, Grauensvolles, Jenseitiges wird wach und zwingt in seinen Bann. Hearn gibt wieder, was andere ihm erzählten. Er selbst bewahrt Distanz, er berichtet ohne zu erklären. So können wir nicht wissen, ob er an diese zweiten Gesichte glaubt. Hearn besitzt nicht die nachtdunkle Seele von Edgar Allan Poe, der aus sich selbst das Grauen schöpfte. –

Unzählige versuchten schon, die Sehnsucht nach den Bergen in Worte zu kleiden. Manche Bergbücher unserer Epoche sind matt gefühlt, matt erlebt, machtvoll aber steht hie und da einer dazwischen, einer von den wenigen, die den unbedingten Glauben in sich tragen, den Glauben des Bergsteigers an seine Berge, dass sie helfen können, dass man in eine beseelte menschliche Beziehung zu ihnen kommt, dass man sie so tief in sich aufnehmen kann wie eine große Liebe. Und nun schreibt ein alternder Mann²⁾ ein solches Buch, in das er alles hineinlegt, was er erlebt hat. Er kann nie mehr hinaufsteigen wie einst. Und doch behält er als köstliches Vermächtnis, dass die Berge das Beste seines langen Lebens waren. Von ihnen, zu ihnen spricht er: «Ihr lohnt meine Liebe und Treue zu euch. Ja gewiss, ihr bleibt bei mir, da die Schatten des Abends herniedersinken, ich weiß es. Und gebt mir ein freundliches Geleite». In den Alpen offenbarte sich diesem Mann alle Schönheit der Erde. Ein einfacher Mensch schrieb das Buch, der die Problematik des modernen erlebnisgehetzten Wanderers nicht kennt, der vielleicht nicht glauben könnte, dass man im Auto, im Flugzeug, in der flachen Steppe die gleiche Gottsehnsucht fühlen kann. Nein, nicht himmelhohe Töne findet Kugy, sondern nur ein stilles, beruhigtes Gleichmaß. Aber warum tritt er uns dennoch so nahe? Weil der schlichte Ton des Herzens aus jeder Zeile spricht. Wenn man aber von den Bergen redet, ist jeder andere Ton falsch und eitel.

Unerobert ist der höchste irdische Gipfel immer noch. Finch schrieb das Buch der Tat³⁾ über diese Bemühungen um den Mount Everest. Er war dabei, er kann sprechen. Der Sinn dieser Besteigung scheint ihm

¹⁾ Lafcadio Hearn *Bidasari*. Grethlein Verlag, Zürich-Leipzig.

²⁾ Julius Kugy *Aus dem Leben eines Bergsteigers*. Bergverlag, München

³⁾ G. J. Finch *Der Kampf um den Everest*. Brockhaus, Leipzig.

nicht wissenschaftliche Erforschung, sondern die Freude am Abenteuer, die zum Kampfe mit den allmächtigen Naturgewalten reizt. Finch ist ein Tatmensch. Er glaubt fest an den Sieg des Menschen über das «Dach der Welt». So begrüßenswert deshalb auch Sven Hedins Zusammenstellung der englischen Angriffe sein mag¹⁾, so sehr empfindet man beim Lesen unwillkürlich, er war ja nicht mit dabei, er ist in diesem Fall bloßer Historiker. Er spricht seinen Zweifel an einem Enderfolge etwas zu offen aus. Unmöglich aber – dies Wort kennt das Vokabular des Tatmenschen nicht.

Es gibt noch ein offizielles Buch der Mount Everest-Expedition²⁾. Auch hier herrscht der unbeirrbar Glaube an den kommenden Sieg. Was ist schöner als einer Sehnsucht zu leben, ein Ziel zu ersehnen, ohne einen Deckmantel für die Abenteuerlust zu benötigen? Die Gipfelstürmer der Welt werden aber selbst nach der Eroberung des Mount Everest nicht zur Ruhe kommen.

Sven Hedin hat auch den Grand Cañon des Coloradoflusses besucht³⁾. Nicht um Abenteuer unerhörter Art mit wilden Menschen oder gefährlichen Naturmächten zu bestehen in diesem allerseltsamsten Gebiete der Welt, das man das achte Wunder nennen könnte. Welche Farbenfülle, welche grotesken Bildungen einer mit Formen spielenden Natur! Wenn aber der Abend sich darüberneigt, so versinkt ob des unerhörten Schauspiels alles andere, die Farbe wird zum Lied, das alles vergessen macht, selbst den Tod. – Ist es nicht verständlich, dass jeder dieser Weltvaganten wähnt, das schönste Land der Erde erreicht und entdeckt zu haben, weil seine Sehnsucht dort mit der Außenwelt in engste Beziehung trat?

Ein paar Siebenmeilenschritte zu einem anderen Erdteil! Ossendowski⁴⁾ spukt immer noch in den Köpfen der Leute. Er erzählt uns von seiner sibirischen Verbannung. Man darf sich bei der Gelegenheit wohl daran erinnern, wie wahr sie von Dostojewski erlebt und dargestellt wurde in seinem *Totenhaus*, und wie gekünstelt, aufgemacht dieser Ossendowski dagegen erscheint. Aber er ist ein schmissiger Erzähler. Da hat er manches vor der Globetrottergilde voraus. Ob alles im letzten wahr ist, was ficht dies seine Freunde an? Im höheren Sinn ist es wahr, weil es interessant ist. Und der Leser kommt ja doch, aller menschlichen Voraussicht nach,

1) Sven Hedin *Mount Everest*. Brockhaus, Leipzig.

2) *Mount Everest. Der Angriff 1922*. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel.

3) Sven Hedin *Gran Cañon*. Verlag Brockhaus, Leipzig.

4) Ossendowski *Im sibirischen Zuchthaus*. Frankfurter Societätsdruckerei.

weder ins gleiche Gebiet, noch in gleich missliche Lagen wie der Erzählende. Die Polemiken machen Ossendowski noch populärer. Er kann beruhigt fortfahren und mit neuen Abenteuern aufwarten. Erzähl er nur weiter, Herr Urian!

Diplomaten sind berufen, die Welt zu ihrem Heim zu machen. Walther Reinhardt¹⁾ weiß von Diplomatenmissionen in Russland zu erzählen. Doch seine Laufbahn führte ihn um vieles weiter, zu den menschlichen Attributen der Einsicht und Toleranz. Und wenn er am Schluss über die Amerikaner berichtet, über die innere Leere von Maschinenmenschen, Diener des auf die Spitze getriebenen Taylorsystems, so fragt man sich etwa, ob die Neue Welt einem goldeneren Zeitalter zutriebe als das gesundheitlich stark mitgenommene alte Russland. –

Noch einmal ein bisschen südliche Luft. In Baumanns *Tropenspiegel*²⁾ handelt es sich nicht um die Eilande Gauguins und Stevensons, sondern um ganz abgelegene, von Weißen kaum betretene Südsee-Inseln, auf denen einzig Tabak gewonnen wird, damit die friedlichen Stammtische Europas in blauen Dunst gehüllt werden können. Die Lebensfülle, die Baumann in seinem Spiegel vor uns ausbreitet, besticht das Interesse. Weniger entwickelt ist des Verfassers Sensorium für die Landschaft, er hält sich mehr an die Menschen. Baumann ist ein unbekümmerter Erzähler. Die Kunstmittel des Verschweigens und Andeutens kennt er noch nicht, so dass auf den siebenhundert Seiten sich schließlich die Monotonie dieser variierten Fülle zu bemächtigen weiß. Die Jugend lebt auf jeder Seite des Buches – im Rückblick –, aber sie ist auch so noch mit allerlei Reizen angetan.

Welch ein Mann ist Up de Graff³⁾! Er hat den Vorzug größter Fülle in seinen Erlebnissen, er hat in den sieben langen Jahren, die er in Venezuela und im Stromgebiete des Amazonas verbrachte, in gehäuften Quanten erlitten und erlebt; alles dies wird uns bewusst, trotz der Gelassenheit des Autors beim Erzählen der ungewöhnlichen Begebnisse. Sieben Jahre in Urwäldern, sieben lange vergrabene Jahre seines Lebens. Nur der Abenteurer von Geburt und Berufung hält solches aus. Wie manches Mal hätte Up de Graff seinen Aufenthalt abrechnen können, zusammenpacken, nach New York gehen, zerfressen von Mücken, krank von der Malaria und den unausdenkbaren Mühseligkeiten des Urwalds. Er bleibt, ein Zufallsgefährte lockt ihn zu neuen Unerforschtheiten, er

¹⁾ Walther Reinhardt *Querweltein*. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

²⁾ Rudolf Baumann *Der Tropenspiegel*. Verlag Orell Füßli, Zürich.

³⁾ Up de Graff *Bei den Kopffägern des Amazonas*. Verlag Brockhaus, Leipzig.

kann nicht widerstehen, er vergisst Mutter und Freunde zu Hause, lässt sie jahrelang ohne Nachricht. Er muss es tun, er erliegt einem Zwang. Ein Abenteuerbuch ist entstanden, so spannend, dass manche Romane vor Neid verblassen. Keine wissenschaftlichen Zwecke dienen als Deckmantel. Nein, das unbetretene, jungfräuliche Land lockt. Dieser Drang ist elementar und fordert Befriedigung durch die bedingungslose Hingabe an die wirkliche große Gefahr: dem Hungertode nahe, krank, den Wilden verfallen, kaum gerettet und halb genesen von neuem hinaus in das große Unbekannte. Dies ist unerschöpfliche Lebenskraft. «Als mein Schiff in New York einfuhr, auf den Tag sieben Jahre, seit ich im Dampfer *Advance* nach Südamerika gereist war, versuchte ich die seltsamen Beweggründe zu entwirren, die mich so viele der besten Jahre meines Lebens in den in diesem Buch geschilderten Gegenden festgehalten hatten. Bis heute habe ich keine Lösung für das Rätsel gefunden, es müsste denn sein, dass ich etwas vom Geiste meines Urgroßvaters geerbt habe – eines der alten Seekapitäne, die in den Zeiten der Seeräuber ihre Flagge hatten wehen lassen.»

Mit diesem vollendeten Abenteuerbuch schließe ich die lange bunte Reihe.

In uns aber, die wir diesen Drang nach der Ferne stets wieder verspüren, bleibt die ewige Lockung zurück: hinauszuziehen bis ans Ende der Welt und zu wissen, dass es wenig Sinn hat, unsere Wege mit viel Vorsicht zu wählen, wenn wir die Erde in ihrer ganzen Fülle sehen wollen.